

2. Beilage zum „Rieser Tageblatt“.

Verlagsdruck und Verlag von Langen & Winterlich in Riesa. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Schmidt in Riesa.

Nr. 73.

Dienstag, 30. März 1909, abends.

62. Jahrg.

Stimmungsbild aus dem Deutschen Reichstage.

Eigen-Bericht.

Sch. Berlin, 29. März 1909.

Zwei Kanzlerreden.

Ein großer Tag. Die Tribünen bieten ein glänzendes Bild. In der Hofloge steht man in der ersten Sesselreihe den Prinzen August Wilhelm und dem Generalfeldmarschall von Soltikow. Die Diplomatenloge ist mit einem Premierenspublikum dicht gefüllt. In der Abgeordnetenloge drängen sich die Parlamentsvertreter Preußens. Auf der Journalistentribüne laufen die ausländischen Pressevertreter geschäftig hin und her. Das Haus ist stark besetzt. Am Ministertische erscheinen nacheinander die Minister v. Schön, v. Bethmann-Hollweg, Sydow, Tirpitz, Dernburg, Unterstaatssekretär v. Voebell, später auch die Minister der Post und des Krieges. Der Reichskanzler Fürst Bülow erscheint pünktlich im Saale, grüßt freundlich nach allen Seiten und erklärt sofort das Wort. Fürst Bülow, der seit seinem letzten Erscheinen im Reichstage sehr gealtert ist, macht seine Ausführungen mit frischer, fester Stimme unter gespannter Aufmerksamkeit des Hauses. Der erste Punkt seiner Rede, die aufs neue der glänzenden Verehrtheit des Reichskanzlers alle Ehre macht, ist unseren Beziehungen zu England gewidmet. Der englische Königsbesuch habe den Vätern wieder zum Bewußtsein gebracht, daß sie sich gegenseitig zu achten und in friedlicher Arbeit zu wetteifern haben. Das Netzwerk der Beziehungen zwischen England und Deutschland ist nicht so leicht zu zerreißen, wie sehr von mutwilligen Händen daran gegerzt werden möge. In längerer Zahlenausführung beweist der Kanzler, daß es kaum zwei Länder gibt, die für ihre nationale Arbeit so aufeinander angewiesen sind, wie Deutschland und England. Nun weicht ich wohl, fährt der Kanzler fort, daß bei einem politisch reifen Volke, wie dem englischen es nicht an Fanatismus fehlt, die keinen Blick für diese großen Interessengemeinschaften haben. Ich habe jedoch die feste Zuversicht, daß es ihnen nicht gelingen wird, Einfluß auf das Denken der britischen Nation zu erhalten. Der Kanzler wendet sich zum zweiten Thema, zum Marokko-Abkommen. Der Kanzler freut sich, daß der Widerspruch gegen dieses Abkommen der beiden Länder gering gewesen ist. Von einer Antiklimax in der Marokkopolitik darf nicht gesprochen werden. Die Reihohde der deutschen Regierung war nicht immer dieselbe, aber ihr sachlicher Standpunkt. Und unter der Bewegung des Hauses betont der Kanzler: Es scheint mir in der Politik überhaupt weniger ankommen auf die starre Konsequenz als auf das praktische Mögliche. Mit Nachdruck wendet sich der Kanzler gegen die Theorie der trummen Politik, offen oder verdeckt Frankreich entgegenzuarbeiten, bloß weil der Zeitpunkt kommen könnte, der ein Kreuzen der Ringe notwendig macht. Und jedes Wort besonders betonend meint er zum Schluß dieses Kapitels: das deutsche Volk ist stark genug, groß genug, um eine offene, klare, grade

Politik zu treiben. Der dritte Teil der Ausführungen ist für den nahen Orient bestimmt. Sie durchzieht wie ein roter Faden das Bekenntnis der treuen Bundesgenossenschaft Deutschlands zu Oesterreich-Ungarn. Die Auslassungen des Kanzlers, daß Deutschland von Beginn der serbischen Unruhen an Oesterreich nicht im Zweifel gelassen habe über die Erfüllung der deutschen Bundespflicht, schließen mit dem Wunsche, daß das deutsche Bündnis zu Oesterreich beizubehalten möge zur Erhaltung des europäischen Friedens, dessen Wahrung vom deutschen Volke aufrichtig gewünscht werde.

Das Ereignis des Tages ist vorüber. Die Parteien schieben ihre Führer vor die Front, und doch hat immer nur die Fraktion, welche den Redner entsendet hat, Interesse an den Reden der Parteien. Die „Unbeteiligten“ machen eine lange Mittagspause, so daß der Restaurateur dem Ankunftsraum gewachsen ist. Für das Zentrum legt der Fraktionsvorsitzende Herr v. Hertling Verwahrung dagegen ein, daß seine Partei jemals antinationale Politik getrieben habe. Graf Rantz lobt begeistert die Staatskunst des Kanzlers in der Orientfrage, Herr Wasser- mann den glänzenden Erfolg der Bülowschen Politik, Herr Schrader unter großem Beifall der Linken in

wilderer Form. Debedours Rede gegen die Flottenpolitik wird nur von seinen Freunden ernst beachtet. Der freikonservative Herr Hohenlohe betont die Notwendigkeit der Verabschiedung der Reichsfinanzreform, um im Ausland das deutsche Ansehen zu erhalten. Liebermann v. Sonnenberg fertigt Debedour mit einem Stüt aus dem Saale ab. Und dann ruft das lange zweitägige Glanzspiel die Abgeordneten zum zweiten Male in Scharen an den Ort ihrer Wirksamkeit.

Der Kanzler spricht zum zweiten Male. Seine erste Rede war mit diplomatischem Geschick das Produkt ruhiger, nüchternen Überlegung, seine zweite aus dem Stegreif frisch und geradezu herzerquickend. Unsere Flotte sei lediglich zum Schutze unserer wasserländischen Interessen da. Bei unseren Flottenbauten hätten wir nichts zu verheimlichen und nichts zu verstecken. Alle Gerüchte von einem außerordentlichen, beschleunigten Flottenbau seien falsch. Die Ansicht der Regierung zur Abrüstungsfrage sei dieselbe geblieben, da sich eine brauchbare Formel bisher nicht habe finden lassen. Wenn die Regierung bei ihrer Zurückhaltung beharre, sei das keine Unfreundlichkeit gegen andere Mächte. Bei allem Willen, mit dem Auslande friedliche Beziehungen zu erhalten, lehne er es ab, mit diesem über innere Fragen Deutschlands zu diskutieren. Dann wird der Kanzler temperamentvoller. Dank den bürgerlichen Parteien für die Unterstützung der deutschen Auslandspolitik. Nachdem er erklärt hat, daß Deutschland sich in die innerpolitischen Fragen Belgiens nicht einmische, nachdem er gebeten hat, den Marokkoreit zu begraben — für den Besuch Sr. Majestät in Tanger übernehme er die volle Verantwortung —, nachdem er nachdrücklich betont hat, das Krügertelegramm sei ein Staatsakt gewesen und nicht ein Akt der Initiative des Kaisers, wendet er sich zu Debedour, dem er für seine Sehnsucht nach ihm dankt. Der Kanzler hat Sehnsucht nach Debedour. Bei aller Grundverschiedenheit der Weltanschauung müßte er Debedour doch einräumen, er hätte es besser gemacht als Debedour, der ein ernstes, ruhiges Urteil bei seiner Phantasiebegabung ohne historisches Verständnis über die auswärtige Politik nicht fällen könne. Nicht die Könige und Minister machen Kriege. Sie werden hervorgerufen durch leidenschaftliche Erregung des Volks und Parlaments. Die Monarchen heute sind alle friedfertig, die Minister auch. Debedour solle nicht so absätzig über die Diplomaten reden. Auch in seiner Partei kenne er einen solchen. Debedour sei es nicht. Die Zeit der Kabinettskriege sei Gott sei Dank vorbei. Umso mehr hat das Parlament die Pflicht, den Frieden nicht zu gefährden und eine ruhige Politik des Friedens zu unterstützen. Der Kanzler erntet lebhaften Beifall und verläßt den Saal, während der Pole v. Scharlinst eine Rede über Polentum und Germanentum hält. Das Haus hat sich in allen Teilen fast gänzlich geleert, als der Präsident die nächste Sitzung, die über den Bloch zu Gericht sitzen wird, auf morgen 11 Uhr anberaunt.

Bestellungen

auf das

„Rieser Tageblatt“

Amtsblatt der Rgl. Amtshauptmannschaft Großenhain, der Rgl. und städtischen Behörden

zu Riesa sowie des Gemeinderates zu Gröbba mit Unterhaltungsbeilage „Erzähler an der Elbe“ für die Monate

April, Mai, Juni

werden angenommen an den Postämtern, von den Briefträgern, von den Austrägern d. Bl., sowie von der Geschäftsstelle in Riesa, Goethestraße 59; in Straßla von Herrn Ernst Thiemer, Schlosser, Riesaer Straße 256. — Auch Monatsabonnements werden angenommen. — Bezugspreis wie bisher. —

Anzeigen jeder Art finden im Rieser Tageblatt in der Stadt sowohl wie auch in den

Gandbezirken, in allen Kreisen der Bevölkerung vorteilhafteste Verbreitung.

Riesa, Goethestr. 59.

Die Geschäftsstelle.



Solide Taschenuhren

genau geprüft und reguliert, zu anerkannt vorteilhaften Preisen.

A. Herkner

Inhaber:

Johannes Kühnerf.

Mod. Zimmeruhren

Solide Fabrikate - Unübertroffene Auswahl von 18 bis 100 Mark.



Die „Königin der Nacht“.

Sceroman von S. Hill.

„Ja, die Leute ziehen sich nie zurück, wenn sie sich Ihnen soweit anvertraut haben, daß Sie bereits mit dieser niedlichen Einführungsarte herausrücken,“ bestätigte der Doktor. „Wir können also alles in allem auf drei rechnen, und mehr will ich auch nicht auf einer Reise übernehmen, denn das Schiff ist jetzt populär und wird von gewöhnlichen Bergnützlichkeitsbesitzer überflutet. Uebrigens ist die neue Anordnung, daß „Spezialfälle“ von ihren Verwandten oder Mitwissern nicht begleitet werden dürfen, äußerst vorteilhaft. Als wir angingen, hatten wir beinahe mehr als einen Mißerfolg, weil es den Patienten an Bord fast noch möglich war, uns im letzten Augenblick zu entziehen.“

„Ja, ich glaube, die Anordnung würde das System stärken und Ihnen Ihre Tätigkeit erleichtern,“ bemerkte Bizard mit der nachlässigen Selbstgefälligkeit eines Menschen, der eine gute Idee gehabt hat. „Aber da wir gerade von der Sache sprechen,“ sagte er hinzu, indem er sich auftrichtete und einen Schritt vortrat, um Baverthal in die auf ihn gerichteten Augen zu blicken, „ich habe vor einer Woche aus Cincinnati Nachricht erhalten, daß Kennard in Europa ist.“

Der Doktor lacht etwas rauß für einen Mann von so gutem Temperament, und für zwei Sekunden vertiefen sich die Krähfüße in seinem Gesicht zu regelrechten Rinnen. Dann sagt er leise:

„Na und was weiter? Ich habe ihn vorher geschlagen und könnte es wieder tun. Man macht viel Aufhebens von ihm in den Vereinigten Staaten — der größte Detektiv seiner Zeit — aber mit Männern ist er nicht oft zusammengelassen.“

„Ganz recht,“ versetzte Bizard, „und seine augenblickliche steife Linn und nicht betreffen. Da er aber allein Ihre Tätigkeit kennt, so glaube ich, Ihnen mitteilen zu müssen, daß er sich auf dieser Seite des Atlantischen Ozeans befindet. Von mir weiß er absolut nichts, worüber ich übrigens froh sein kann.“

Doktor Baverthal lächelte nur amüsiert, das war seine einzige Antwort. Dann erhebt er sich nach einer Pause, trinkt sein Glas aus und sagt mit ansehnlicher Nachlässigkeit:

„Die Königin der Nacht besiegt alle Hindernisse, nicht wahr, Capitan?“

1. Kapitel.

Die Rettung.

„Gott der Zeufl!“ Diese kurze Bemerkung gab vollständig meine Gefühle wieder, als ich die Bureau der „Flower Schiffsahrtsgesellschaft“ betrat, deren Direktoren geheimnisvoll über meinen Fall im Konferenzzimmer berieten. Ich war der Entlassung so sicher, wie man es nur sein konnte. Ich wußte es aus der sprichwörtlichen Anhänglichkeit an den Schlandrian, die unsere Schiffsbehörden auszeichnen, ich erlag es aus den sympathischen Blicken, die die hinter den großen, mit Kupferdrähten versehenen Schalter stehenden Kommiss mir zuwarfen, ich wußte es aus den Bemerkungen des guten alten Beadson — des freundlichsten aller Kapitäne, wenn er „einmal ein Wort sprach“, wie er immer sagte, vor allem aber wußte ich es, weil ich ein Seemann bin und an Ahnungen glaube, und diese Ahnungen verrieten mir, daß meine Stunden als erster Offizier der „Dahlia“ gezählt waren.

Die Direktoren lassen gern ihr Mundwerk ein wenig laufen, so daß noch weitere zehn Minuten vergingen, bevor man mich zum „Urteil“ hereinrief. Ich hatte also Zeit, mein Schiffsbuch durchzusehen und an das Ereignis zu denken, das mich in diese schlimme Lage gebracht. Mein Name ist Cyril Forrester, zur Zeit 30 Jahre alt, fünf Fuß zehn Zoll hoch, gesund an Körper und Seele, und mit dem Zeugnis zur Kapitänsberechtigung in der Handelsmarine in der Tasche. Dabei aber hatte ich noch nie ein Schiff befehligt und würde auch unter den obwaltenden Umständen keins befehligten. Die „Flower Schiffsahrtsgesellschaft“ verkehrt, wie ein jeder weiß, zwischen London und Calcutta und legt an den Haupthäfen des Mittelindischen-Meeres an; der kleine Zwischenfall, der den widerlichen, alten Knicker im Konferenzzimmer Gelegenheit gab, mir ihre Messer in den Leib zu bohren, passierte mir auf der letzten Reise.

Wir hatten London an einem Dienstag Nachmittag verlassen, und alles ging bis zum folgenden Donnerstag Morgen gut, als wir mit einer Schnelligkeit von 15 Knoten durch die Mündung des Kanals steuerten. Ich hatte die Wache und mit Ausnahme des Quartiermeisters, der am Steuer saß, war ich allein auf der Schiffsbrücke, weil der Kapitän unten im Salon beim Frühstück saß. Das Wetter war neblig, die See ging ziemlich hoch, und der dritte Offizier, der meinen Posten auf dem Deck verließ, war vorgegangen, um nachzusehen, ob der Mann am Lugsans auch nicht einschliefe. Plötzlich drang ein seltsames Krachen an meine Ohren, das, soweit ich

es beurteilen konnte, aus einer Entfernung von 200 Metern kommen konnte; dann folgte Geschrei und Lärm, das mir klarer als Worte verriet, daß zwei Schiffe heftig zusammengefahren waren. Fast in denselben Augenblick zerfiel der Nebel ein wenig und zeigte mir den schwarzen Rumpf eines Kohlendampfers, der sich westwärts weiter bewegte, und eine kleine, elegant aufgetakelte Yacht, die an der Wassertrahsline durchschnitten und dem Untergange nahe war.

Ich änderte den Kurs der „Dahlia“, um sie möglichst an die sinkende Yacht heranzubringen, und rief gleichzeitig dem dritten Offizier zu, er solle ein Boot klar machen. Als wir uns der Yacht näherten, konnte ich sehen, daß die größte Verwirrung darauf herrschte, was übrigens kein Wunder war; das eine Boot war unbrauchbar geworden und der schmutzige Kohlendampfer, anstatt zu stoppen und Hilfe zu bringen, bereits im Nebel verschwunden. Die Sache wurde dadurch noch verschlimmert. Daß sich — wie ich gleich bemerkte — Damen auf dem hin- und herschauenden Deck befanden und ich wußte, sie würden in der größten Gefahr schwimmen, wenn die Schaluppe nicht in einigen Minuten flott gemacht wurde, um so mehr, da sich unser Schiff nur langsam der Unglücksstätte näherte.

Ich hielt ein Auge auf die mit dem Herunterlassen des Bootes beschäftigten Männer und ein anderes auf die Yacht, als diese vorwärtszog, dann zurück, dann nach unten sank und dabei die Leute ins Wasser warf. Unser Boot lag noch am Penterbalken, die frisch angelegte Steuerung funktionierte schwerfällig, und das war mir klar, daß jeder, der nicht ein guter Schwimmer war, fortgeschwemmt werden würde, ehe man ihn aufzuheben vermochte. Es war keine Zeit, sich um Vorschriften und etwaige Folgen zu kümmern, und bevor ich noch recht wußte, was ich tat, hatte ich die Stiefel ausgezogen und von der Brücke einen Kopfsprung gemacht.

Unser Schiff hatte die Entfernung bedeutend verkleinert, und wenige Stöße brachten mich an den Schauplatz des Unglücks, auf welchem sich eine Anzahl Leute, so gut sie es konnten, durch Schwimmen über Wasser hielten. Glücklicherweise war die Nacht zu klein, als daß sie sie hätte ertränken können. Ein älterer Herr in Flanellkleidung hing mit einem Rettungsgürtel an einem Balken der Yacht, und ein Mann, der wie der Schiffsteuermann aussah, hielt eine Dame, die aus Lebenskräften einige Worte schrie, die ich nicht verstehen konnte. Der Rest — alles Männer, augenscheinlich die Mannschaft — schwamm kräftig auf die „Dahlia“ zu.